

Sascha Möbius

Ergebnisse der Magisterarbeit „Psychologische Aspekte friederizianischer Taktik im Siebenjährigen Krieg“

Die elementartaktischen Überlegungen Friedrichs II. vor dem Siebenjährigen Krieg waren in hohem Maße von psychologischen Überlegungen geprägt. Der Angriff mit gefälltem Bajonett sollte den Gegner in Panik versetzen. Gegenüber den eigenen Soldaten sollte das Überlebensinteresse ausgenutzt werden, um sie auf diese Art des Angriffs vorzubereiten, indem ihnen der König versprach, dass der Gegner nicht stehen bleiben werde und sie weniger Verluste zu erleiden hätten als in einem langen Feuergefecht. Die vorwiegend auf schnelle Bewegungen und den Feuerkampf ausgerichtete alltägliche Ausbildung formte zudem den Sinn der Soldaten für das Verhalten innerhalb einer größeren Formation.

In den Schlachten und Gefechten des Siebenjährigen Krieges war die konkrete Anwendung taktischer Maßnahmen durch das Zu-

sammenspiel von taktischer Situation, Anordnungen der Offiziere und Einschätzungen und Emotionen der Soldaten geprägt. Die lineare Kampfweise erscheint hier nicht als Zwangsjacke, sondern als weit gefasster Rahmen, der ein flexibles Reagieren auf verschiedene Situationen ermöglichte. Der Befund reiht sich somit in Dennis Showalters Analyse der taktischen Entwicklung ein, in der die professionellen Seiten der preußischen Armee hervorgehoben werden.

Die Verschiedenartigkeit der Kampfhandlungen lässt zudem die These vom „Puppenwerk“ des stehenden Heeres fragwürdig erscheinen. Die preußische Armee war von den zeitgenössischen Heeren das Disziplinierteste und sie wurde zentralistisch geführt. Dennoch konnte sie im Kampf nicht als Maschine funktionieren. Diese Abweichung vom theoretischen Idealbild war aber nicht, wie Johannes Kunisch annimmt, der Beginn des Zusammenbruchs einer Armee im Kampf. Vielmehr stellt sie sich auf dem Schlachtfeld als akzeptierte Realität heraus, die darauf hindeutet, dass die spätab-solutistische Kriegführung flexibler war als die Ausführungen vieler Militärtheoretiker im Zeitalter der Aufklärung suggerieren.

Auch wenn Friedrich II. es nicht wollte, war der Ausgang einer Schlacht in Vielem vom „gemeinen Mann“ und seinen direkten Vorgesetzten abhängig. Die Emotionen von Soldaten im Kampf weisen eine große Bandbreite auf. Angst und Stress scheinen grundlegend gewesen zu sein. Die durch den Adrenalinstoß und die Anspannung ausgelöste Hitze stellte sich während des Kampfes oft ein und galt als effektiv, um den Soldaten weiterkämpfen zu lassen. Sie konnte in Kampfwut und Mordlust umschlagen. Dieser Befund spricht gegen die These vom apathischen Ertragen des Grauens in der Schlacht. Dass Empfinden und Verarbeitung individuell sehr unterschiedlich waren, spricht zudem gegen die Vorstellung eines durch Prügel in der Ausbildung genormten Soldatenverhaltens. In den vorhandenen Soldatenbriefen kommt zum Ausdruck, dass sie ihre Situation im Kampf im Sinne eines professionell verstandenen Überlebensinteresses sehr genau wahrnahmen. Auch dieser Befund unterstützt die Thesen von Showalter.

Bezüglich der Motivation und der Einwirkungen auf den Soldaten im Kampf zeigt sich allerdings kein so eindeutiges Bild. Religiöse Gedanken spielten bei der Bekämpfung der eigenen Ängste eine

zentrale Rolle. Sie begegnen uns als Tröstung angesichts der Bedrohung von Leib und Leben. Zugleich war die Vorstellung von Bedeutung, dass die Erfüllung der soldatischen Pflichten gottgewollt ist. Im Fall seines Todes konnte der Soldat, der sich entsprechend verhielt, mit dem Lohn ewiger Seligkeit rechnen.

Ansehen und Status des Regiments in der Armee, bzw. des Soldaten innerhalb seines Regiments konnten auch eine wichtige Quelle der Motivation darstellen. Des weiteren sind nationale und konfessionelle Vorstellungen festzustellen. Sie werden aber erst im Zusammenhang mit bestimmten Kampfsituationen wirkungsvoll, bzw. könnten als nachträgliche Legitimation regelwidrigen Verhaltens interpretiert werden.

Materielle Anreize waren ebenfalls bedeutsam. Ihre Rolle war sicher nicht mit derjenigen zur Zeit des freien Söldnertums zu vergleichen. Bezüglich der Kampfsituation deutet aber Vieles darauf hin, dass ihre Rolle gegenüber dem Zwang aufgewertet werden muss.

Im Verhältnis des Offiziers zum Soldaten während des Kampfes scheint die Vorbildfunktion einer kompetenten und mutigen Führung im Sinne des gemeinsamen Überlebens eine größere Rolle gespielt zu haben als Drohungen oder Gewaltanwendung. Letztere ist eindeutig nachzuweisen, doch es ist fraglich, ob sie eine größere Rolle spielte, als z. B. in den Heeren der napoleonischen Kriege. Damit war keinesfalls das Unterordnungsverhältnis der „Gemeinen“ unter die Offiziere aufgehoben, doch das Bild des in den Kampf geprägten Soldaten relativiert sich vor dem Hintergrund der Befunde.

Bezüglich der Bedeutung der Religion ist den Thesen von Michael Sikora zuzustimmen. Ihre Rolle kann nicht überschätzt werden. Dennis Showalters Argumentation erweckt in diesem Punkt den Eindruck, dass sie zu sehr am Bild moderner professioneller Armeen orientiert ist. In Bezug auf die emotionale Situation und das Kampfverhalten scheint die Professionalismus-These aus der angelsächsischen Militärgeschichtsschreibung jedoch überzeugender.

Setzt man diese Befunde zum sozialen Umfeld der Soldaten in Beziehung, fallen weniger die spezifisch militärischen als die grundlegenden kulturellen Muster ins Auge, die hier angesprochen werden. Die Alltäglichkeit und Selbstverständlichkeit der Religion

lässt die Männer auch in höchster Gefahr um Hilfe und Beistand Gottes bitten. Die religiös sanktionierte Pflichterfüllung „in seinem Stand“ korrespondiert zu fest verankerten ständischen Denkmustern und der spezifisch preußischen Richtung des Pietismus. Dezidierte militärische Vorstellungen wie die Ehre der Armee oder die Ehre des Regiments konnten sich in dieses Muster ebenfalls gut einfügen und wurden durch die preußische Wertschätzung der Armee noch verstärkt.

Die in der deutschen Sekundärliteratur verbreitete Annahme, dass diese Denkweisen gegenüber dem Nationalismus späterer Zeiten militärisch minderwertig waren, scheidet schon an der Bilanz der preußischen Armee und einer genaueren Analyse der Kampfhandlungen. Die preußischen Soldaten verhielten sich nicht nur duldsam, sondern sie waren fähig, Taktiken anzuwenden, die nicht mit apathischem Erdulden auskamen, sondern flexibles und offensives Denken und Handeln, aber auch Ausdauer erforderten. Darum scheint eher die These zuzutreffen, dass die in den Denkmustern der Zeit fest verankerte religiöse und ständische Sichtweise vieler Soldaten besonders effektiv war. Hinzugefügt werden muss, dass sie auch realistisch war. Die Soldaten gingen in der Regel nicht mit verklärten oder durch nationale Hasstiraden vergifteten Gedanken in den Kampf. Sie sahen den Krieg als das, was er war: ein blutiges Gemetzel und Jammertal, in das der Soldat „aus Gehorsam gegen die Obrigkeit und den König“ gehen musste. Die Wirklichkeit des Krieges wurde nicht verklärt, sondern offen thematisiert. Dass sie erträglich wurde, war dem Glauben an einen Gott geschuldet, der den Soldaten in ihrer Not helfen oder sie im Jenseits für ihre Leiden entlohnen konnte.

Sascha Möbius M.A.

E-Mail: sasco@t-online.de